

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



Laetitia
Colombani

Der Zopf

Roman

Aus dem Französischen
von Claudia Marquardt

S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER
6. Auflage Dezember 2018

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
„La Presse“ bei Éditions Grasset & Fasquelle, Paris 2017
© Éditions Grasset & Fasquelle, 2017

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2018 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397351-8

Für Olivia

Den mutigen Frauen

Giulia

Palermo, Sizilien

Giulia!

Mühsam öffnet Giulia die Augen. Von unten ertönt laut die Stimme ihrer Mutter.

Giulia! Scendi! Subito!

Kurz ist Giulia versucht, ihren Kopf unter dem Kissen zu vergraben. Sie hat nicht genug geschlafen – sie hat die Nacht wieder einmal mit Lesen verbracht. Doch sie weiß, sie muss aufstehen. Wenn ihre Mutter ruft, muss Giulia gehorchen – sie ist eine sizilianische Mutter.

Giulia!

Widerstrebend verlässt die junge Frau ihr Bett, zieht sich hastig an und geht in die Küche hinunter, wo

ihre *Mamma* bereits ungeduldig am Werk ist. Ihre Schwester Adela sitzt am Frühstückstisch und lackiert sich in aller Ruhe die Fußnägel. Der Geruch des Lösungsmittels steigt Giulia scharf in die Nase, sie verzieht das Gesicht. Die Mutter serviert ihr eine Tasse Kaffee.

Dein Vater ist schon los. Du musst heute aufmachen.

Rasch greift Giulia nach den Schlüsseln der Fabrikhalle und verlässt das Haus.

Du hast gar nichts gegessen. Nimm dir wenigstens etwas mit!

Doch sie achtet nicht auf das, was ihre Mutter sagt, schwingt sich aufs Fahrrad und tritt kräftig in die Pedale. Die kühle Morgenluft wirkt belebend. Der Wind in den Straßen bläst ihr ins Gesicht. Als sie sich dem Markt nähert, weht ihr der Duft von Zitrusfrüchten und Oliven entgegen. Sie radelt am Stand des Fischers vorbei, der frisch gefangene Sardinen und Aal anpreist. Sie beschleunigt, fährt auf den Bordstein, lässt die Piazza Ballaro hinter sich, wo fliegende Händler lautstark ihre Kunden anlocken.

Schließlich erreicht sie die Sackgasse jenseits der Via Roma. Seit zwanzig Jahren – so alt ist Giulia heute – ist hier, in einem ehemaligen Kino, die Manufaktur ihres Vaters untergebracht. Er hat das alte Gemäuer gekauft, als der Umzug aus den vorherigen Räumlichkeiten sich nicht länger aufschieben ließ, sie waren zu eng geworden. An der Fassade kann man noch erkennen, wo damals die Filmplakate hingen. Doch die Zeit, in der die *Palermitani* in die Lichtspielhäuser strömten, um sich Komödien mit Alberto Sordi, Vittorio Gassman, Nino Manfredi, Ugo Tognazzi und Marcello Mastroianni anzusehen, ist lange vorbei ... Inzwischen haben die meisten kleinen Filmtheater zugemacht und sind wie dieses, das heute den Familienbetrieb beherbergt, umgestaltet worden. Giulias Vater hat die Umbaumaßnahmen seinerzeit eigenhändig durchgeführt. Aus der Projektionskabine machte er ein Büro, in den großen Vorführsaal zog er Fenster ein, damit die Arbeiterinnen dort genug Licht haben. Der Ort ähnelt *Papa*, denkt Giulia: Er hat etwas Strenges und strahlt dennoch Wärme aus. Trotz seiner legendären Wutanfälle schätzen und respektieren die Angestellten Pietro Lanfredi. Und seine Töchter kennen ihn als liebenden, wenn auch fordernden und autoritären Vater, er hat sie mit allen

Regeln der Disziplin großgezogen und ihnen einen Sinn für gutes Handwerk vermittelt.

Giulia holt den Schlüssel hervor und öffnet die Pforte. Normalerweise ist ihr Vater der Erste. Er legt Wert darauf, die Arbeiterinnen persönlich zu begrüßen – wie es sich für einen *Padrone* gehört. Ein freundliches Wort hier, eine kleine Aufmerksamkeit dort, eine ermunternde Geste allseits. Doch heute muss er seine Runde bei den Friseursalons in Palermo und Umgebung drehen. Vor dem Mittag wird er nicht zurücksein. Solange ist Giulia die Hausherrin.

Um diese Uhrzeit liegt die Fabrik ruhig da. Es wird nicht lange dauern, bis das Raunen und Rauschen unzähliger Stimmen, bis Gelächter und Lieder den Ort erfüllen. Aber noch herrscht Stille, man hört nur Giulias Schritte. Sie geht zum Umkleideraum der Arbeiterinnen und stellt ihre Sachen in den Spind, der mit ihrem Vornamen gekennzeichnet ist. Dann greift sie nach dem Arbeitskittel, den sie sich jeden Tag wie eine zweite Haut überstreift, fasst ihre Haare zu einem strengen Knoten zusammen und steckt ihn geschickt mit Nadeln fest. Schließlich bedeckt sie ihren Kopf mit einem Tuch, eine unerlässliche Maßnahme – die eigenen Haare dürfen

nicht mit den zu behandelnden durcheinanderkommen. In diesem Arbeitsaufzug ist Giulia nicht mehr die Tochter des Chefs: Sie ist eine ganz normale Arbeiterin, eine Angestellte des Hauses Lanfredi. Das ist ihr wichtig. Sie will keine Vorzugsbehandlung.

Geräuschvoll schwingt die Eingangstür auf, und ein fröhlicher Trupp Frauen strömt in die Hallen. Von einem Augenblick auf den anderen erwacht die Fabrik zum Leben, wird zu dem Ort bunten Treibens, den Giulia so liebt. Laut plappernd drängen die Arbeiterinnen zur Umkleide, legen ihre Kittel und Schürzen an und steuern auf ihren Arbeitsplatz zu. Giulia schließt sich ihnen an. Agnese sieht müde aus – ihr Jüngster bekommt gerade Zähne, sie hat in der Nacht kaum ein Auge zugetan. Federica kämpft mit den Tränen, ihr Verlobter hat sie verlassen. Schon wieder?!, ruft Alda. Er wird morgen wieder vor deiner Tür stehen, beruhigt Paola sie. Die Frauen, die hier arbeiten, teilen mehr als nur den gleichen Beruf. Während sich ihre Hände flink daranhaken, Haare in Perücken zu verwandeln, reden sie über ihre Männer, das Leben und die Liebe. Alle wissen Bescheid, dass Ginas Mann trinkt, dass Aldas Sohn ständig mit der *Piovra* unterwegs ist, dass Alessia eine kurze Affäre mit dem Exmann

von Rhina hatte, was diese ihr niemals verziehen hat.

Giulia fühlt sich wohl in der Gesellschaft dieser Frauen, einige von ihnen kennen sie schon seit ihrer Kindheit. Fast wäre sie hier geboren. Ihre Mutter erzählt gern, wie plötzlich die Wehen bei ihr einsetzten, während sie in der Haupthalle gerade dabei war, Haarsträhnen nach Länge und Qualität zu sortieren – heute arbeitet sie nicht mehr in der Fabrik, weil sie schlecht sieht, sie hat ihren Platz einer anderen mit schärferem Blick überlassen müssen. Giulia aber ist hier groß geworden, in diesem Meer von Haaren, die voneinander gelöst und gewaschen werden müssen, zwischen all den zu erledigenden Bestellungen. Sie erinnert sich an Ferien und freie Mittwoche, die sie in der Fabrik verbrachte, damit beschäftigt, den Angestellten bei der Arbeit zuzusehen. Sie beobachtete, wie die geschickten Hände der Frauen sich flink wie eine Ameisenarmee bewegten. Wie sie die Haare zum Entwirren erst auf große quadratische Käbme, die sogenannten Kardden warfen, dann zum Reinigen in eine Wanne, die auf ein Gestell fixiert war – eine geniale Erfindung ihres Vaters, der nicht wollte, dass seine Mitarbeiterinnen sich den Rücken ruinierten. Und sie fand es lustig, wie die Haarsträhnen später zum Trocknen

vor die Fenster gehängt wurden – sie sahen aus wie die Trophäen eines Indianerstammes, eine Reihe seltsam zur Schau gestellter Skalpe.

Manchmal hat Giulia den Eindruck, dass die Zeit an diesem Ort stehengeblieben ist. Während sie draußen, vor den Toren der Fabrik, ihren gewohnten Lauf fortsetzt, fühlt man sich hier drinnen vor ihr gefeit. Ein angenehmes, beruhigendes Gefühl, vermittelt es doch die Gewissheit, dass die Dinge von wundersamer Dauer sind.

Seit fast einem Jahrhundert lebt ihre Familie von der *Cascatura*, einem alten sizilianischen Brauch, der darin besteht, Haare, die ausfallen oder abgeschnitten werden, zu sammeln, um später Toupets oder Perücken daraus zu machen. Giulias Urgroßvater gründete die Lanfredi-Werkstatt im Jahr 1926, heute ist das Unternehmen eines der letzten seiner Art in Palermo. Gut ein Dutzend Facharbeiterinnen entwirrt hier tagaus, tagein unzählige Büschel Haare und bereitet sie so auf, dass sie Absatz in ganz Italien, sogar europaweit finden. An ihrem sechzehnten Geburtstag hat Giulia verkündet, sie werde die Schule verlassen, um ihren Vater in der Fabrik zu unterstützen. Ihre Lehrer, allen voran ihr Italienischlehrer, versuchten, sie umzustimmen, sie

sei eine begabte Schülerin und habe das Zeug für ein Universitätsstudium. Doch nichts hat Giulia von ihrem Weg abbringen können. Mehr noch als einem Traditionsbewusstsein entspringt der Dienst an den Haaren bei den Lanfredis einer Leidenschaft, die von einer Generation an die nächste weitergegeben wird. Seltsamerweise haben Giulias Schwestern nie großes Interesse für das Metier gezeigt, sie ist die Einzige der Lanfredi-Töchter, die darin aufgeht. Francesca hat jung geheiratet und arbeitet nicht: Sie ist inzwischen Mutter von vier Kindern. Adela, die jüngste der Schwestern, geht noch zur Schule und träumt von einem Job in der Modebranche oder als Mannequin – alles, nur nicht dem Beispiel der Eltern folgen.

Bei gewissen Bestellungen außer der Reihe, etwa ungewöhnlichen Haarfarben, wendet der *Papa* ein wohlgehütetes Betriebsgeheimnis an: eine Methode, die er von seinem Vater und der wiederum vom Großvater übernommen hat, sie funktioniert auf der Basis von Naturprodukten, deren Namen er niemals laut ausspricht, nur Giulia ist eingeweiht. Oft nimmt er sie mit aufs Dach, in sein *Laboratorio*, wie er es nennt. Von dort oben kann man das Meer sehen und, auf der anderen Seite, den Monte

Pellegrino. Wenn er in seinem weißen Kittel vor den großen brodelnden Bottichen steht, um die Edelfärbungen durchzuführen, sieht er aus wie ein Chemie-Professor. Mit äußerster Konzentration verfolgt Giulia stundenlang die Prozedur, wie er den Haaren die Pigmente entzieht, ohne sie zu schädigen, und sie wieder neu färbt. Ihr Vater wacht über die Haare wie ihre *Mamma* über die Pasta. Er rührt sie mit einem Holzlöffel, legt ihn beiseite, wartet ab und beginnt abermals zu rühren, unermüdlich. Die Sorgfalt, mit der er jede seiner Bewegungen ausführt, lässt Geduld, Strenge und auch Liebe erkennen. Diese Haare, sagt er, werden eines Tages getragen, und deshalb verdienen sie den allergrößten Respekt. Manchmal verfängt Giulia sich in Tagträumereien über die Frauen, für die diese Perücken bestimmt sind – Männer mit Toupets bilden eher die Ausnahme, viele sind zu stolz, eines zu tragen, zu gefangen in einer bestimmten Vorstellung von Männlichkeit.

Aus einem unerfindlichen Grund widersetzen sich manche Haare der Lanfredischen Zauberformel. Zwar kommen die meisten, nachdem sie in die Bottiche getaucht wurden, milchweiß wieder zum Vorschein, so dass man sie anschließend mühelos neu färben kann. Einzelne jedoch behalten

störrisch ihre ursprüngliche Farbe, sie stellen ein echtes Problem dar: Nicht auszudenken, dass ein Kunde inmitten einer penibel behandelten Strähne ein widerspenstiges schwarzes oder braunes Haar entdeckt! Da Giulia mit einem außergewöhnlichen Sehvermögen gesegnet ist, fällt ihr die heikle Aufgabe zu, die Haare einzeln in Augenschein zu nehmen und die unbezähmbaren zu entfernen. Eine wahre Hexenjagd, die sie da jeden Tag unternimmt, minutiös geht sie auf die Pirsch, pausenlos.

Paolas Stimme reißt sie aus ihren Gedanken.

Mia cara, du siehst müde aus. Du hast bestimmt wieder die ganze Nacht gelesen.

Giulia widerspricht nicht. Vor Paola kann man nichts verbergen. Sie ist die Älteste unter den Arbeiterinnen der Werkstatt. Alle hier nennen sie die *Nonna*. Sie hat Giulias Vater schon gekannt, als er noch ein Kind war; oft genug hat sie ihm geholfen, die Schnürsenkel zu binden. Mit ihren fünfundsiebzig Jahren sieht sie alles. Ihre Hände sind zerfurcht, ihre Haut knittrig wie Pergamentpapier, indes hat ihr Blick nichts an seiner Schärfe eingebüßt. Vier Kinder hat sie allein großgezogen, nachdem sie

mit fünfundzwanzig Witwe wurde. Wenn man sie fragt, warum sie sich zeit ihres Lebens geweigert hat, noch einmal zu heiraten, antwortet sie, dass sie zu sehr an ihrer Freiheit hängt: *Eine verheiratete Frau muss Rechenschaft ablegen*, sagt sie. *Mach, was du willst, mia cara, aber heirate bloß nicht*, trichtert sie Giulia beharrlich ein. Gern erzählt sie von ihrer Verlobung mit dem Mann, den ihr Vater für sie ausgesucht hatte. Die Familie ihres zukünftigen Gatten besaß eine Zitronenplantage. Selbst am Tag ihrer Hochzeit musste die *Nonna* schuften und Zitronen ernten. Auf dem Land kannte man keine Verschnaufpause. Sie erinnert sich an den Duft der Zitronen, der immer in der Kleidung ihres Mannes hing und an seinen Händen haftete. Als er wenige Jahre nach der Hochzeit an einer Lungenentzündung starb und sie mit vier kleinen Kindern zurückließ, musste sie in die Stadt ziehen, um eine Arbeit zu suchen. Dort traf sie auf Giulias Großvater, der sie in seinem Betrieb anstellte. Inzwischen ist sie seit fünf Jahrzehnten in dem Familienunternehmen unter Vertrag.

In deinen Büchern findest du bestimmt keinen Mann!, ruft Alda herüber.

Lass sie um Himmels willen damit in Ruhe, schimpft die *Nonna*.

Giulia ist nicht auf der Suche nach einem Mann. Sie vertreibt sich ihre Zeit weder in den Cafés noch in den Clubs, die bei den Gleichaltrigen hoch im Kurs stehen. *Meine Tochter ist ein bisschen scheu*, pflegt ihre *Mamma* zu sagen. Dem Lärm der Clubs zieht Giulia die gedämpfte Stille der *Biblioteca comunale* vor. Jeden Tag in der Mittagspause geht sie dorthin. Sie ist eine unersättliche Leserin, und sie liebt die Atmosphäre, die in den großen, mit Büchern tapezierten Räumen herrscht, wo nur das Geräusch der Seiten beim Umblättern zu hören ist. Sie empfindet etwas Religiöses an diesem Ort, ihr gefällt die beinahe mystische Andacht, der die Besucher sich hier ergeben. Wenn sie liest, verliert Giulia jegliches Zeitgefühl. Als Kind, zu den Füßen der Arbeiterinnen kauend, wälzte sie die Romane von Emilio Salgari. Später entdeckte sie die Poesie für sich. Sie verehrt Ungaretti, mehr noch Caproni, die Prosa eines Moravia verzaubert sie, doch über allem steht für sie die Sprache Cesare Pavese, ihres Lieblingsautors. Sie ist überzeugt davon, dass ihr im Leben die Gesellschaft seiner Bücher ausreichen würde. Wenn sie liest, vergisst Giulia mitunter

auch das Essen. Nicht selten kehrt sie aus der Mittagspause mit leerem Magen an ihren Arbeitsplatz zurück. Man kann sagen: Giulia verschlingt Bücher wie andere Menschen Canneloni.

Als sie an diesem Nachmittag die Werkstatt wieder betritt, schlägt ihr eine ungewöhnliche Stille in der Haupthalle entgegen. Alle Blicke sind auf sie gerichtet.

Cara mia, sagt die *Nonna* mit einer Stimme, die Giulia nicht an ihr kennt, deine Mutter hat gerade angerufen.

Dem *Papa* ist etwas zugestoßen.